

beim Brande gerettet worden war, wurde ihm nun noch geraubt. Auch die Privathäuser wurden geplündert, und jeder hat viel eingebüßt. Beim Einmarsch mußten Ferngläser, Fotoapparate und Waffen abgegeben werden. Dann wurden die Leute aufgefordert, für Belsen zu geben von der Unterwäsche bis zum Mantel, es ist viel zusammengekommen aus Angst, weil sonst mit einer Zwangsdurchsuchung zu rechnen war.

Die Reparaturen an den Häusern wurden nach der Aufhebung der Evakuierung begonnen. Die Totalschäden sind heute noch nicht behoben. Die Bausteine wurden aus den Trümmern der ‚Rheinmetall‘ geholt und abgeputzt.

Am 29. Juni 1947 war die 100-Jahr-Feier des Ortes. Am Abend vorher wurde sie eingeleitet mit einem Fest-Kommers, an dem der Regierungspräsident, Landrat Stolte¹⁴, Pastor Albertz, Rotermund vom Landratsamt¹⁵ und andere mehr teilnahmen. Die Herren überbrachten die Glückwünsche ihrer Behörden, Gemeindedirektor Müller¹⁶ hielt die Festrede, es folgten musikalische Darbietungen, Volkstanz und Turnerei. Am anderen Tage war ein gemeinsames Essen in der Volkskantine in Hohenrieth. Später fand ein humoristisches Fußballspiel statt mit Kinderbelustigung, und abends war Tanz. Morgens war in beiden Kirchen Festgottesdienst gewesen. Auf einen Umzug durch das Dorf verzichtete man wegen der Zeitumstände.

Am 3. April 1945 hatten wir zuletzt Unterricht in unseren Schulen. Am 13. September 1945 wurde der Unterricht neu wieder begonnen.

Dokument 46

Lutterloh: Otto Hiestermann, Landwirt und Gastwirt

11. August 1949

Unsere Gastwirtschaft besteht seit 360 Jahren. Dieser Hof wird wohl der Stammhof der Lutterlohs sein. Der Hiestermann, der hier bemeiert wurde, stammt aus Hiester.

1938 war die Landwirtschaft ganz in Ordnung. Uns wurden ausreichend Arbeitskräfte zugewiesen. Das hat keine Schwierigkeiten gemacht. Ich war

¹⁴ Friedrich Stolte (1889–1969), Landwirt in Eschede-Heeseloh, Mai 1945–Sept. 1946 Bürgermeister von Eschede, Jan. 1946–1956 Mitglied des Celler Kreistages, Okt. 1946–Dez. 1953 Landrat des Kreises Celle, 1951–1955 MdL, seit 1918 Mitglied der DHP, nach 1945 NLP/DP, langjähriger Kreisvorsitzender.

¹⁵ Wilhelm Rotermund (1891–1974), 1910–1956 bei der Hauptverwaltung des Landkreises Celle tätig, seit 1917 als Beamter.

¹⁶ Erich Müller, vgl. Anm. 9.

Ortsbauernführer und über alles gut informiert. Der Absatz der landwirtschaftlichen Produkte war gesichert, und die Ware kam wirklich auf den Markt. Man brauchte keine Angst zu haben, daß man damit sitzenblieb. Selbst die Produkte der Heidschnucke konnte man loswerden. Die Wirtschaftslenkung war gut. Die Zwischenspanne zwischen Produzenten und Konsumenten, wie sie heute ist, existierte nicht. Das ist jetzt ein heller Wahnsinn. Heute bekommen wir 1,10 DM Lebendgewicht, und im Laden kostet das Schweinefleisch 3,40 DM. Früher kostete es im Laden eine Mark und Lebendgewicht 60 Pfennig. Dabei ist die Ausschachtung heute weit größer als früher, die Eingeweide kommen doch alle mit in die Wurst.

Im Kriege hatten wir als Ersatz für die hiesigen Arbeitskräfte Polen. Ich muß sagen, die waren in Ordnung bis auf einen. Die Polen haben mich geschützt. Nach dem Einmarsch kamen sie zu mir: „Chef, wir müssen weg ins Lager, aber die Kartoffeln pflanzen wir erst fertig.“ Das haben sie auch gemacht. Die fremden Polen haben mich aber ausgeplündert bis aufs Hemd. In Hermannsburg lagen in der Christianschule¹ solche Räuberbanden. Die hatten sich den Trecker von Missionshofs geschnappt. Mit diesem Trecker fuhren sie von einem Hof zum anderen und plünderten.

Wir waren gerade dabei, die Dächer auszubessern, die bei der Sprengung der Brücke über den Lutterbach abgedeckt worden waren. Wir hatten uns Ziegel und Fensterglas von ‚Rheinmetall‘ aus Unterlüß² geholt, und ich saß gerade mit einem Flüchtling aus Wilhelmshaven auf dem Dach. Da sah ich, wie ein Trecker bis vor den Lutterbach fuhr, herüber konnte er ja nicht. Bald darauf kamen sie zu uns auf den Flur, sie hatten rote Mützen auf und lange Messer und eine Axt. Und kamen gleich auf uns los. Wir hatten uns gerade darüber unterhalten: „Wie schützen wir uns?“ Denn tags vorher hatten sie schon andere Häuser im Dorfe ausgeplündert; ich hatte gerade gesagt: „Ich werde verschont!“ Nun kamen sie von hinten ins Haus und auf mich los und rissen mir gleich die Uhr weg. Dann mußte ich mich in die Ecke an die Haustür stellen und durfte mich nicht rühren, wenn ich nur den Kopf bewegte, wurde ich ins Gesicht gespuckt, oder man schlug mich mit dem Revolver ins Gesicht. Sie wollten absolut den schönen alten Schrank öffnen, der von meiner Ahnin Timme von 1826 ist, das ging aber nicht, nun sollte ich mit dem Schlüssel den Schrank aufmachen, mich aber nicht von der Stelle rühren. Das war eine schwierige Sache, ich war ja schließlich kein Schlangenmensch. Aber dann ist der Schrank von irgend jemand aufgeschlossen, dem ich den Schlüssel zuwarf. So ist wenigstens dies schöne alte Möbel nicht beschädigt. Meine Frau lief mit dem Enkelkinde weg ins Dorf, und meine Tochter springt aus dem Fenster, um Hilfe zu holen. Sie war damals 23 Jahre alt und ver-

¹ Zur Christianschule vgl. Dok. 49, Anm. 8.

² Rheinmetall-Borsig AG, vgl. Dok. 44, Anm. 3.

heiratet mit Freikamp, einem Berufssoldaten, der Verwaltungsbeamter bei der Flugwaffe war. Gott sei Dank ist meine Tochter nicht getroffen, als mit dem Revolver hinter ihr hergeschossen wurde.

An diesem Tage, es war der 9. Mai 1945, wurden mir bar gestohlen 5300 RM. Meiner Frau aus der Kommode ein paar Hunderter, die gesamten Gold- und Silbersachen. Ich hatte nachher weder Hose noch Schuhe noch Anzüge noch Oberhemden und Hemden. Von dem Anbauer Schröder habe ich ein Hemd geschenkt gekriegt. Meine Uhr, Schlipfnadel und Wappenring hatte ich unter Kartoffeln im Keller eines Nachbarn versteckt. Die habe ich gerettet. Auf unserem Wappen ist ein Jagdhorn und im unteren Felde ein fließender Bach. Ich habe es mir malen lassen, und es hängt auf der Diele.

Trotz dieser Räubereien haben wir noch viel zu danken im Gegensatz zu denen, die alles verloren haben. So sitzen wir doch auf unserer eigenen Scholle und wollen nur hoffen, daß der Russe uns nicht überläuft. Trotz aller schlimmen Zeiten müssen wir Energie und Kampf nicht scheuen und wieder aufbauen.

An manche Episoden darf man nicht zurückdenken, so, wie etwa die Plünderer in den Schweinestall einbrachen und dann mit dem langen Degen die Schweine abgestochen haben, und man mußte dabeistehen und konnte nichts machen. Schließlich habe ich ihnen doch die Zähne gezeigt. So holten sie einfach alle Milch morgens weg, und die Leute in Unterlüß mit ihren kleinen Kindern saßen da und hatten nichts. Da habe ich angefangen, die Milch in zwei Hälften zu teilen, habe Papierzettel ausgegeben, so daß die Deutschen die eine Hälfte kriegten und die Polen und Russen die andere, so daß alle etwas hatten. Denn die waren imstande, tranken hier auf dem Hofe die Milch aus und gingen zum Nachbarn und tranken da weiter. „Ich lasse mir das einfach nicht mehr bieten, und wenn ihr nicht vernünftig werdet, dann ist hier beim Melken Schluß: Schweizer, hier aufhören mit Melken, und umsonst gibt es die Milch auch nicht mehr, sie kostet von heute an so und so viel!“ Erst haben die Räuber Spektakel gemacht. „Wenn du nicht bezahlst, kriegst du keine Milch!“ Ich gab einfach keine Milch mehr her, denn die hatten ja Geld genug. Und das Geld war ja doch nur geklaut.

Ich bin noch bis zum September 1945 Ortsbauernführer geblieben³.

³ 1933/34 war im Zuge der nationalsozialistischen Gleichschaltungspolitik der Reichsnährstand als öffentlich-rechtliche Gesamtkörperschaft der Land- und Ernährungswirtschaft mit gesetzlicher Pflichtmitgliedschaft für alle in diesem Bereich tätigen Personen und Betriebe errichtet worden; die bis dahin bestehenden privat- und öffentlich-rechtlichen Vertretungen der Landwirtschaft wurden ihm entweder an- bzw. eingegliedert oder aufgelöst. Der Reichsnährstand gliederte sich einheitlich in Landes-, Kreis- und Ortsbauernschaften mit Landes-, Kreis- und Ortsbauernführern als jeweilige Vorsitzende; an der Spitze des Reichsnährstandes stand der Reichsbauernführer Walter Darré, der in Personalunion gleichzeitig Reichsminister für Ernährung und Landwirtschaft war. Zu den Aufgaben des Reichsnähr-

Man hatte mir in Celle gesagt: „Sie bleiben!“ Und wenn ich nach Unterlüß kam, wo ja keine Bauern, sondern kleine Landwirte mir unterstellt waren, hieß es immer: „Bleib bloß Ortsbauernführer, wie kriegt keinen bäteren wedder!“ Ich konnte dann immer bloß antworten: „Ich kann da nichts an machen!“ Im September 1945 wurde ich mit einem Dankschreiben für meine Dienste von [Edmund] Rehwinkel entlassen: „...für Ihre Leistungen im Interesse der Kreisbauernschaft und des Landvolkes, Sie sind auf Grund Ihrer politischen Zugehörigkeit zur NSDAP Ihres Postens enthoben!“ Mein Nachfolger war Bauer Heinrich Meyer, diesen sollte ich einweisen und ihm mit Rat und Tat zur Seite stehen.

Am 10. Mai [1945] stehe ich mit meiner Frau und dem Personal in der Küche, da heißt es: „Das ganze Haus ist umstellt!“ Sieben Engländer und ein Pole kamen herein, der Pole kam auf mich zu und rief: „Das ist das Nazischwein!“ Ich sagte: „Wenn ihr mich erschießen wollt, dann hier gleich auf dem Hofe, ich will auf meinem eigenen Grund und Boden sterben!“ Aber der Engländer sagte: „Kommandeur! Mitkommen!“

Ich mußte auf einen Wagen unter starker Bewachung, alle hatten Gewehre in der Hand, es war ein Jeep. Und nun nach Hermannsburg nach Völkers Hotel. Von da: „Komm mit!“, zur Volksbank. Dort wurde ich in eine Ecke gesetzt.

Da saß ich nun eine dreiviertel Stunde und konnte mir die KZ-Bilder an den Wänden ansehen, ein Posten stand neben mir. Dann kam der Kommandant rein. Wie ich heiße, ob Pg? „Jawohl, seit 1929!“ – „SA?“ – „Obersturmführer im Reservesturm!“ – „Beruf?“ – „Bauer, Gastwirt!“ – „Farmer“, erklärte der Dolmetscher. Dann hat der Kommandeur noch ein paar Worte gefragt und ging wieder weg. Der Posten kam und sagte: „Okay!“ Dann durfte ich auf einen Jeep steigen und bin ohne weiteres hier wieder auf den Hof gefahren, der Wagen fuhr wieder weg, und seitdem war meine Sache erledigt. Meine Frau hatte gedacht, ich käme nie wieder, und konnte es kaum glauben, daß mir nichts passiert war.

Als die Polen als Personal weg waren, haben wir nach und nach Flüchtlinge eingestellt. Vorher haben Leute von der Wehrmacht ausgeholfen, bis es sich wieder einrenkte. In ‚Rheinmetall‘ waren 10000 Menschen beschäftigt und brotlos geworden. Von diesen Leuten ist heute noch ein Knecht bei mir. Zwei Leute waren bei der Marine gewesen und wußten

standes gehörte vor allem die Erfassung und Verteilung der landwirtschaftlichen Erzeugnisse, und um die Versorgung der Bevölkerung nicht weiter zu gefährden, wurden nach der Besetzung mit der gesamten Organisation der Ernährungsverwaltung auch alle Einrichtungen des Reichsnährstandes zunächst weitgehend beibehalten bei einer in der Regel nur oberflächlichen und zudem häufig noch zeitlich verzögerten Entnazifizierung des Personals. Erst mit Gesetz des Wirtschaftsrates des Vereinigten Wirtschaftsgebietes (Bizone) vom 21. Jan. 1948 wurde der Reichsnährstand offiziell aufgelöst; seine Aufgaben wurden zwischen der staatlichen Ernährungsverwaltung sowie den in der Zwischenzeit wieder gebildeten Landwirtschaftskammern und Bauernverbänden aufgeteilt.

nicht wohin, die blieben auch. Leute aus dem Warthegau hatten abgemacht, daß sie sich hier in Schröderhof [südöstlich von Lutterloh] treffen wollten, wenn es mal schiefginge. Früher hieß es Theerhof, es war eine Teerschwelerei, es wohnen drei Abbauern und ein Forstarbeiter dort. Der eine kriegte Platz bei Abbauer Luhmann, die Frau saß noch bei den Polen. Da kriegte der Nachricht, seine Frau sei in einem Lager bei Berlin gelandet und käme in den nächsten Tagen. Er hatte immer ihr Bild auf der Kommode stehen und freute sich von Herzen auf ihr Kommen. Machte auch ein ‚Herzliches Willkommen‘ und kaufte Sachen und Kleider, so freute er sich. Ungefähr drei, vier Tage vorher erkältete er sich und blieb mittags zu Hause, weil er sich so schlecht fühlte, stand aber zum Abendbrot auf und legte sich wieder hin. Am anderen Morgen lag er tot im Bett. An die Frau wurde noch ein Telegramm geschickt, aber sie war erst drei Tage nach der Beerdigung losgekommen und hat ihn nicht mehr gesehen. Er hieß Paul Schmidt. Die Frau steht nun allein. Sie wird sich jetzt im Sommer wohl mit Beerenpflücken durchhelfen.

Bei der Besetzung des Dorfes wurde unser Nachbarhof von englischen Panzerspähwagen beschossen, und das Schweinehaus brannte halb ab. Die Feinde kamen von Celle aus über Starkshorn, sie hatten im Marinedepot wohl deutsche Truppen vermutet und auch wohl hier, deshalb schossen sie, um festzustellen, was hier los war. Aber die deutschen Truppen hatten sich zurückgezogen nach dem Raakamp, Richtung Weesen [westlich von Lutterloh]. Oberstleutnant Böhme aus Celle war der Kommandant⁴. SS war die letzte Truppe, die hier war, die haben auch die Brücke gesprengt. Ich ging vorher hin nach dem Sprengkommando und sagte: „Laßt doch den Unsinn! Mein ganzes Haus geht ja kaputt! Fahrt doch weg! Nehmt doch Rücksicht!“ Da haben sie einen siebzehnjährigen Bengel mit dem Rade nach Unterlüß losgeschickt, um festzustellen, ob die Engländer im Anmarsch seien. Der Bengel hatte natürlich Angst. Er kehrte bald wieder um und behauptete, die Engländer kämen gleich! Ich sagte sofort: „Das ist ja nicht wahr!“ Aber sie machten sich sofort ans Sprengen. Ich lief nach Hause, um Bescheid zu sagen, daß alle aus dem Hause gingen, aber unterwegs flog ich schon auf den Rasen. Die Dachzie-

⁴ Fritz Böhme (1908–1986), Offizier, 1938 Hauptmann, 1941–1943 Abteilungskommandant an der deutschen Ostfront, aus Stalingrad verwundet ausgeflogen, 1944 Kommandeur eines Werferregimentes an der Westfront unter General Paul Tzschöckell (vgl. Dok. 34, Anm. 4), seit Nov. 1944 Kommandeur des Nebellehrregimentes 2 in Celle, zunächst Major, zuletzt Oberstleutnant. In den letzten Kriegstagen Kommandeur der Regimentskampfgruppe Böhme, die parallel zur Kampfgruppe Totzeck (vgl. Dok. 5, Anm. 1) die sogenannte ‚Allerfront‘ halten sollte und sich vor allem im Raum Hermannsburg – Unterlüß bewegte; ging bei Munster in Kriegsgefangenschaft, nach dem Zweiten Weltkrieg als kaufmännischer Angestellter tätig. Regimentsadjutant Böhmers war Oberleutnant Kurt Borchert (geb. 1921), seit Okt. 1944 beim Nebellehrregiment 2 in Celle. – Zu ‚Nebeltruppen‘ oder ‚Nebler‘ allgemein vgl. Dok. 1, Anm. 2.

gel flogen herunter, die Fenster heraus, die Bilder von den Wänden, es wurde ein schreckliches Durcheinander im Hause. Schon bei der ersten Bombe von zehn bis zwölf Zentner, und von der Sorte lagen vier Stück unter der Brücke. Zwei davon habe ich abends vorher mit Pferden weggeschleift und an Ketten in eine Sandkuhle hinter dem Hofe geschleppt. Oberstleutnant Böhme war sehr einsichtig und vernünftig. Er sagte selbst: „Es ist ja ein Wahnsinn. Was ich daran tun kann, wird nicht gesprengt.“ Er war Oberstleutnant bei den Neblern. Aber er war abends vorher abgezogen nach Munster über Müden.

Diese Zeiten sind einem so durch Mark und Knochen gegangen, daß man sie nie wieder vergißt. Aber ich habe Rückgrat behalten. Und es wird doch wieder Frühling!

Von der Truppe des Nebler-Majors [Böhme] haben die Soldaten hier drei bis vier Tage gelegen. Aber die Soldaten sind schon zum Teil abgehauen, von anderen Truppenteilen kamen Soldaten dazu. „Wir lassen die Waffen einfach hier, hier sind die neuesten Schnellfeuergewehre!“ Davon habe ich einige unter die Fundamentsteine des Speichers gesteckt. Wenn ich hätte aus der Tür kommen können, vor die ich gestellt war unter schärfster Bewachung, dann hätte ich die Plünderer, die mich anspuckten, mit diesen Gewehren erschossen, ich kannte mich ja in Militärgewehren genau aus. Ich habe sie nachher in der Heide einbuddeln lassen, auch die Munition in Konservendosen eingedreht. Der Engländer war schon hier. Aber die Stelle ist gefunden worden. Denn eins von meinen Jagdgewehren, was auch dabei war, ist später bei der Polizei in Unterlüß abgegeben worden, und ich habe es wiedererkannt.

Ich war Zugführer vom Volkssturm, 3. Kompanie, das zum Bataillon in Unterlüß gehörte. Ich wurde dahin befohlen, wir sollten Lutterloh verteidigen. Ich sagte: „Ich mache nicht mit. Machen Sie, was Sie wollen! Außerdem haben wir keine ordnungsmäßigen Waffen!“ Unser Bataillonsführer war Oberingenieur in Müden. Er sagte: „Hiestermann, bleiben Sie in Lutterloh! Sie bekommen telephonischen Bescheid!“ Ich sagte zu meinen Leuten, die draußen warteten: „Jetzt schnell, fahrt nach Hause, paßt auf auf euren Kram, bloß hier weg!“ Wir hatten Lutterloh in einen völligen Verteidigungszustand versetzen müssen mit Maschinengewehrständen, Panzerfaustgräben, es war ein richtig ausgebautes Nest, an den Höhenzug gelehnt. Aber wir haben es nicht gebraucht.

Die Engländer kamen von Starkshorn über Schröderhof. Das ganze Dorf war frei von Truppen, aber sie trauten sich nicht rein. Ein englischer Panzerspähwagen braust durchs Dorf: „Das ist ein Engländer!“ Er rast Richtung Hermannsburg, da knallt es, im Graben versteckt lag ein Soldat mit der Panzerfaust, brennend kommt der englische Wagen zurück und rast gegen das Haus des Abbauers Kothe. Der Engländer sprang raus, leicht verwundet, und lief in den Wald, jenseits der Brücke im Wald lag noch deutsche Wehrmacht, die hat den Engländer gefangengenommen. Es

waren wohl die Truppen des Oberstleutnant Böhme und seines Adjutanten Oberleutnant Borchert. Am Montag war der Engländer hier. Am Sonntag wurde die Brücke gesprengt.

[...] Nun eine ganz andere Sache! Die Leute, die von weit her kamen in den Hungerjahren, jedem habe ich eine Schaufel voll Kartoffeln gegeben, jedem eine, damit alle was kriegen konnten. Meine Frau warnte mich und sagte: „Du gibst so lange, bis wir selbst keine mehr haben!“ Und richtig ist es auch dahin gekommen. Ich mußte los und Kartoffeln suchen. Ich kam nach einem kleinen Bauern in Bonstorf, dieser Scheich wollte 50 Mark für den Zentner von mir haben. Ich sagte: „Du kommst mir mal wieder und willst Wolle für 1,50 haben!“ Ich ging zu Penzhorn in Hermannsburg vom Absatzverein: „Ich muß Kartoffeln haben!“ – „Fahr nach Sülze, da kriegst du welche!“ Es war gerade in der Heuernte, der Besitzer war nicht da. Abends um acht sind wir dann erst los und haben Kartoffeln aufgerodet. Um zwölf Uhr mußte ich von der Straße sein. Was ich für eine Angst gehabt habe. Mein Gaul mußte laufen, zehn Minuten nach zwölf war ich bei mir auf dem Hofe. Da stand es bei mir fest: „Nun kriegst du deine eigenen Kartoffeln aus, sie mögen noch so klein sein!“

Im großen und ganzen herrscht hier zwischen Flüchtlingen und Einheimischen ein ganz gutes Einvernehmen. Sie sind alle gut beschäftigt, sie gehören auch mit zum Sportclub. Sie haben auch ganz wie die Hiesigen das Schützenfest mitgemacht. Wir konnten ja bloß mit dem Luftgewehr schießen, das hat die alliierte Wehrmacht erlaubt. Das ist für alte Jäger kein Vergnügen. In Hermannsburg hat man dem Einzug der Engländer mit so großer Freude entgegengesehen, weil sie uns von der braunen Herrschaft befreiten. Aber nun sind sie auch nicht restlos glücklich.

Als sie hier einmarschiert waren, liefen sie immer noch alle Zimmer durch, was wohl noch mitzunehmen wäre. Ich schloß schließlich keine Tür mehr zu, denn nachts kamen die Polacken. Auf dem Nachbarhof bei Meyers war eine große Schlacht zwischen den Polen und den Russen, die haben sich mit Zaunlatten blutig geschlagen. Sie haben sich das wieder weggenommen, was sie in der Umgegend geplündert hatten. Einen Arbeiter, der vom Schießplatz Unterlüß nach Lutterloh gezogen war, wollten sie auch ausplündern. Der aber hatte noch einen Revolver. Seine Frau mußte laden, und er hat zwei Russen totgeschossen, und ein dritter ist auf dem Wege nach Hermannsburg gestorben. Die anderen suchten Deckung in einem Erdbunker hinter dem Hause, da hüpten sie immer umschicht hinein. Ich sagte: „Den Mann schlagen sie tot!“ Zufällig kam der Kommandant von Hermannsburg mit seinem Jeep angefahren, der hat den Mann in Schutzhaft genommen, er hat in Celle noch gesessen, ist aber dann freigesprochen. Der eine Russe hatte so viel Armbanduhren am Arm, den haben sie am anderen Tage wieder ausgekühlt, denn sie hatten die Totgeschossenen gleich hinter dem Arbeiterhause an einer kleinen Stelle Ödland vergraben. Da liegen sie noch. Dieser H. ist damit durchgekommen,

der Kommandant war den Russen wohl nicht gut gesonnen. Es hat ihm wohl gefallen, daß er so couragiert standgehalten hat. Diese Russenschlägerei war im Sommer 1945.

Die ersten Flüchtlinge kamen im Treck im Februar 1945. Vorher waren nur vereinzelt fremde Leute im Dorfe. Nach der Kapitulation sind mehrere hiegeblieben. Zwei haben sich im Dorfe verheiratet und haben sich gut eingefügt. Der eine ist beim Bauamt in Celle und fährt mit dem Motorrad nach Unterlüß an die Bahn, der andere arbeitet in Faßberg in seinem Beruf als Lithograph. Natürlich bringen sie einen anderen Zug in unser dörfliches Leben, sie sind beide geistig gut beschlagen und geben viel Anregung, wenn auch auf großstädtische Art, auch in bezug auf Flüchtlingsfragen, aber im großen und ganzen gesehen ist es doch ein gutes Zusammenarbeiten. Trotzdem stehe ich auf dem Standpunkt den hiesigen Flüchtlingen gegenüber: Klauen tun sie alle! Das ist nichts Schlimmes, und wie ich das so aus ihren Worten herausgehört habe, ist das da, wo sie herkommen, gang und gäbe. Da fährt der Nachbar auf dem Felde die Stiegen seines Nachbarn weg. Aber auch das ist verschieden bei meinen Flüchtlingen: Der eine bringt uns Eier, die die Hühner weggelegt haben, der andere hat die Hälfte davon schon geklaut. Obwohl meine Frau meistens sagt: „Nehmt man die Eier wieder mit!“ Ich habe 24 Flüchtlinge, aber von denen traue ich nur den Pommern, denen aus dem Warthegau nicht. Ich habe alle überführt und allen ihre Übergriffe vorgehalten. „Herrschaften, so was kennen wir hier nicht!“ Auf der anderen Seite sind sie katzenfreundlich, wenn sie was haben wollen. Aber geht so einer vom Warthegau nach dem Felde, so bringt er in seinen Rock eingedreht sicher was mit, sei es auch nur ein Kohlkopf oder Steckrüben, die er sich so im Vorbeigehen auszieht. Es muß so im Volksstamm drinliegen. Sie haben es mir selbst erzählt: „So genau nehmen wir es nicht!“ Ich habe ihnen auch gesagt: „Ihr geht die Woche 20mal zur Kirche, und dann klaut ihr wie die Raben?“ Ich kriege das nicht zusammen. Ich habe sie alle gestellt und ihnen gesagt: „Du kannst doch sagen, was du haben willst“, aber sie denken: „Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß!“ Wenn die Schafe geschoren wurden, haben sie drei bis vier Pfund Wolle gekriegt, Kartoffeln, soviel sie essen wollen. Aber wenn sie dies Jahr drei Pfund Wolle haben, wollen sie das nächste Jahr fünf Pfund haben. Strom wird von keinem, der auf dem Hofe lebt, bezahlt. Allerdings im Nebenhouse bezahlen sie das Licht selber. Holz wurde ihnen pro Haushalt vier Meter zugewiesen. Mein Tagelöhner hat für zwei Jahre im voraus Holz, ich habe Eichen geschlagen, und was in der Nähe seiner Wohnung lag, konnte er alles für sich zurechtmachen. Es ist aber schlimm: Wenn der eine was kriegt, will der andere auch was haben, der kommt bestimmt den anderen Tag von hinten herum: „Kann ich nicht..., der andere hat ja auch...“ Ich stehe deshalb auf dem Standpunkt: Alle kriegen was, dann habe ich Ruhe auf dem Hofe. Man muß oft beide Augen zudrücken oder überführen: „Warum hast du die Milch-

kanne hinter die Eiche gestellt?“ Mein Melker kriegt jeden Tag vier Liter Milch, davon buttert er, und die Butter verscheuert er. Wenn aber immer wieder die Bestmelk fehlt, dann weiß ich auch, daß er diese beste und fetteste Milch für sich verbraucht. Der eine Flüchtling ist bei mir Tagelöhner in voller Beköstigung, mit freier Wohnung, frei Licht, frei Feuerung. Milch kann er auf Marken beziehen, ab und zu kann er sich aber auch einen Liter extra holen. Die Leute, die nicht mit in unserem Betriebe arbeiten, kriegen Milch gegen Bezahlung, beim Schlachten kriegen sie Wurst, Fleisch und Brühe. Zwei von ihnen schlachten selber.

Die Flüchtlinge haben von uns zwölf Betten in Benutzung, es hat sich keiner von ihnen bis heute ein Bett angeschafft. Es waren ganz neue Hotelbettstellen, keiner bezahlt auch nur Abnutzung, trotzdem ich das verlangen könnte. Die Federbetten wollen wir auch gar nicht wieder zurücknehmen. Wir haben Gänsezucht und schaffen uns wieder Betten an.

Es waren schwere Jahre: Erst mal restlos ausgeplündert, dann Möbel schaffen für die Aussteuer von drei Töchtern, trotzdem habe ich keine Eichen vom Hofe geschlagen.

Dokument 47

Faßberg: Liselotte Bock, Oktober 1938 aus Lüneburg nach Faßberg gezogen 10. April 1947

Als wir hier 1938 in Faßberg einzogen, war es ein richtiges Paradies. Die Wohnungen waren alle neu, sie waren erst 1936/37 entstanden.¹ Zu jedem Zuge fuhr ein Autobus vom Fliegerhorst gestellt nach Unterlüß für 15 Pfg. pro Person. Jede Woche fuhr einer nach Celle und jeden Monat einer nach Hannover oder Hamburg. Hier waren wenig Geschäfte. Die Einwohnerschaft Faßbergs war zusammengewürfelt aus dem ganzen großen Reich. Es gab aber keine Juden hier. Jeder hatte seinen Garten. Am Wochenende fuhren die Menschen hinaus, zum Beispiel zum Theater. [...]

Die Einwohnerzahl war bei Beginn des Krieges 1482 Einwohner und 85 Besucher. Als alle anderen Dörfer 1943 Hamburger Evakuierte aufnahmen, brauchte Faßberg niemanden zu nehmen, weil man Spionage

¹ Der Ort Faßberg wurde ab 1934 von der Luftwaffe als Wohnsiedlung für den neu geschaffenen Militärflugplatz Faßberg angelegt, die in diesem Bericht genannten Einwohnerzahlen beziehen sich allein auf die Siedlung ohne die auf dem Fliegerhorst selbst untergebrachten Soldaten. Der Flugplatz blieb während des Krieges unbeschädigt und wurde 1945 von der britischen Royal Air Force übernommen. Während der Zeit der Luftbrücke war er eine wichtige Versorgungsbasis für die drei Westsektoren von Berlin. 1957 wurde der Fliegerhorst der Bundeswehr übergeben, Ort und Fliegerhorst bilden seitdem den gemeindefreien Bezirk Faßberg.